

„... daß das aber alleine, von uns alleine kommt und nicht von irgend jemandem, der hinter uns steht und sagt: du mußt.“

Ein Gespräch über widersprüchliche Erfahrungen, im Knast clean zu werden

Lena Inowlocki und Jacqueline Mai

J. W. Goethe-Universität, Frankfurt, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Abt. Institutionen und soziale Bewegungen

Bei dem Versuch, die Erfahrungen und Bedürfnisse von Angehörigen gesellschaftlicher Randgruppen ernstzunehmen, ergeben sich oft Widersprüche zu dem, was von Therapie- und Verfolgungsinstanzen als richtig verkündet wird. Die Auszüge aus einem Gespräch mit einer Berliner Fixerin sind zum einen Ausdruck des Widerstands, der von den Betroffenen den therapeutischen und repressiven Strategien entgegengebracht wird, wie sie andererseits schon die Umriss einer „alternativen Drogenpolitik“ unter maßgeblicher Verantwortung der Betroffenen selbst erkennen lassen.

Daß hier eine Fixerin selbst zu Wort kommt und in ihren Aussagen ernstgenommen wird, macht diesen Artikel zugleich zu einer impliziten Herausforderung an die herrschende, dem Randgruppenmitglied den Stempel der entsubjektivierten Welt des Forschers aufdrückende Form des Interviews.

Die Drogenabhängigen stehen einem Dienstleistungszweig zur Verfügung, dessen Beschäftigte sie anzeigen, beurteilen, sich bewähren lassen, sie verurteilen, einsperren, sie therapieren wollen, sie verwalten. Und die, soll Rat von Sachverständigen eingeholt werden, sich über die Drogenabhängigen äußern: wie ihnen zu helfen sei und wie sich die Gesellschaft durch Ausschluß derer entledigen kann, die sich nicht helfen lassen wollen.

Wer nicht nach seiner Meinung und nach seinen Erfahrungen gefragt wird, sind die unmittelbar Betroffenen selbst. Da sie oft mehrere administrative Stationen aus eigener Anschauung kennen, würde es, wenn sie zur Sprache kämen, eine Erweiterung des offiziellen Bildes der Situation von Drogenabhängigen bedeuten; wohl auch eine Herausforderung, so zu geplanten Verschärfungen der Strafverfolgung und des Vollzugs.

Auch in den Sozialwissenschaften werden diejenigen besprochen, die Probleme machen, und unter unabhängig von ihrer Mitwirkung entstandene Kategorien und Typenbildungen erfaßt. Die Drogenabhängigen selbst kommen nicht zu Wort und wenn, dann nur sehr selten in einer Weise, die sie ohne „gezielte“ Fragen von ihren Erfahrungen und Erlebnissen

erzählen läßt, in der ihnen angemessen erscheinenden thematischen Reihenfolge und in ihrer eigenen Sprache. Allein dadurch kann sich ihre Lebenswelt eröffnen.¹

Maria B. wollte uns ihre Geschichte erzählen, weil sie sich an so vieles nicht mehr erinnern konnte, was ihr seit ihrer Heroinabhängigkeit geschehen war, und weil wir ihr das Angebot machten zuzuhören. Wenn ein Lebensverlauf in seinem Entwurf sichtbar werden kann, erscheint er nicht mehr als unvermeidbare Abfolge von Ereignissen, sondern in seinen Handlungsmöglichkeiten.²

1. Du hast es mal genommen, und so bist du immer noch drauf

Wie uns Maria erzählte, war sie „zwei Jahre im Nachtleben tätig und nahm dadurch zur Fixerszene Verbindung auf“. Zwei Jahre lang war sie dann heroinabhängig.

— Wenn nie etwas gekommen wäre von der Polizei oder vom Richter, kannst du dir das vorstellen, wärest du in der Szene geblieben oder —

M.: Ja, brauchst du gar nicht weiter zu erklären, ich wäre drin geblieben.

— Ja?

M.: Weil das war mein Leben irgendwie. Ich habe nichts anderes gekannt. Und ich muß sagen, ich habe mich noch nicht mal schlecht dabei gefühlt.

— Du sagtest doch vorher, daß du zwischendurch aufhören wolltest —

M.: Ja. Ich habe es eben versucht immer wieder, machmal ist so eine Erleuchtung gekommen, da dachte ich, so geht's nicht weiter — dann habe ich aber gesehen, daß es doch nichts bringt, daß mir die Leute irgendwie fehlen, der ganze Kiez . . .

Sie wurde ohnmächtig in einer Toilette gefunden, die Polizei nahm sie mit auf Revier.

M.: Und daraufhin habe ich den Termin gekriegt, weil ich da umgekippt bin. Da haben sie ein Päckchen gefunden mit Anhaftung von Heroin. Und dann noch ein Diebstahl dazu — und dann bin ich nach einem dreiviertel Jahr reingekommen; dreiviertel Jahr hatte ich Zeit, mir eine Therapie zu suchen, und wenn ich die nicht vorweisen kann, dann kommt ein Haftbefehl raus, und danach wurde ich festgenommen und dann bin ich ein dreiviertel Jahre im Knast gewesen: zwei Monate fast den Entzug, sagen wir mal anderthalb Monate, und deshalb finde ich das auch so doof, wenn die schreiben, man hat nur so zwei bis drei Wochen Entzug, ja, jeder hat es anders. Die Aufbaukräfte sind ganz anders bei

jedem Menschen, kommt auch drauf an, wieviel der genommen hat, also ich hab da anderthalb Monate total breit gelegen, da mit Rollstuhl durch die Gegend gefahren.

— Und in diesen neun Monaten, bevor du ins Gefängnis kamst, hast du daran gedacht, eine Therapie zu machen?

M.: Ich hab Therapie bekommen vom Richter, Therapieauflage, und da habe ich gesagt, das läuft sowieso nicht, da gehe ich in den Knast. Weil ich wußte . . . dann bin ich nochmal zu Caritas gegangen, und habe gesagt, so, ich wurde vom Richter hergeschickt, ich will aber nicht, und, sag ich, zu den Vorgesprächen kann ich mich anmelden, aber ich war schon mal hier, da bin ich nie pünktlich gekommen, das Gleiche wird jetzt auch noch so sein.

— Und wie haben die reagiert?

M.: Die haben gesagt, na ja, das müssen Sie wissen, was Sie machen, wir können Sie nicht dazu überreden, das muß von Ihnen selbst kommen, eine Therapie zu machen. Da habe ich gesagt zu denen, ja, das wollte ich mal, aber da hat es Ihnen nicht so gepaßt, wie Sie es gerne hätten, und da habe ich dann gesagt, jetzt komme ich nicht mehr. Und dann bin ich nach Spanien gereist. Da hatte ich noch einen Bewährungshelfer, und der hat dann, da hatte ich zweieinhalb Monate nichts genommen, da kam ich an zum Bewährungshelfer, da hat er mir gesagt: na, wer weiß, ob Sie mir nicht was vorschwindeln, Sie sind doch bestimmt wieder drauf — der hat mir richtig was eingeredet, also der hat mich richtig dazu angemacht, bin rausgekommen, und da habe ich gedacht, na wenn die soundso alle glauben, daß ich wieder drauf bin, dann kann ich ja auch weitermachen, wenn ich so abge-, das ist die totale Abstempelung, du hast es mal genommen, und so bist du immer noch drauf.

In der Drogenberatung wird Maria sich selbst überlassen, da sie nicht die Norm für Therapiewilligkeit erfüllt, nämlich pünktlich zu sein. (Das kam daher, daß sie vor den Terminen solche Angst hatte, daß sie erst mal einen Druck brauchte; das Geld dafür mußte sie noch schnell anschaffen.) Auch wenn, wie Maria sagt, die einzelnen Helfer wissen, daß die Realität der Fixer anders aussieht, unterliegen sie doch dem Normendruck der Institutionen. In der Drogenberatung kann sich Maria die Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen selbst ausrechnen, der Bewährungshelfer sagt es ihr gleich in aller Offenheit. Selbst wenn beide Gesprächspartner so starr auf etwas von Maria Ausgehendes reagieren, hätte das als Aspekt der therapeutischen Beziehung thematisiert werden können, und dann vielleicht nicht zum Abbruch führt.

2. Alleine schaffe ich's nicht und Therapie wollte ich nicht

— Du hast gesagt, wenn das Gefängnis nicht gewesen wäre, dann hättest du nicht aufgehört, aber auf der anderen Seite

hast du auch erzählt, daß du von dir aus aufhören wolltest M.: Ja, ich weiß, daß ich immer aufhören wollte, ich habe auch versucht, aufzuhören, aber da macht man sich doch selber was vor, also ich weiß genau, daß ich weiter drauf geblieben wäre, weil Therapie hätte ich nie gemacht, und ne Alternative gibt's nicht, soweit sind sie noch nicht, daß sie 'ne Alternative fänden für Abhängige, die nicht Therapie machen wollen und die selber versuchen, so clean zu werden; das geht einfach nicht. Und da gibt's genug Leute, die gehen zur Therapie und hauen auch wieder ab. Und deshalb weiß ich genau, daß ich weiter gedrückt hätte. Denn alleine schaffe ich's nicht, und Therapie wollte ich nicht. So weiß ich doch jetzt, daß ich drauf geblieben wäre.

Eine Therapie zu machen, hieße für Maria, sich den Verhaltenserwartungen einer Institution unterzuordnen. Sie glaubt nicht, dort jemanden zu finden, der sie in ihrer eigenen Entwicklung berät und unterstützt. Entsprechend hat sie sich gegen die richterliche Therapieauflage und „für den Knast entschieden, weil ich meine Ruhe haben wollte“. Die hätte sie auch haben können, wäre sie beim Fixen geblieben.

Maria: Wenn man Fixer ist, das ist so wie ein kleiner Teufel, der da drin ist (zeigt auf den Kopf und lacht); wenn irgendwas schief läuft, dann denkst du gleich daran, 'nen Druck zu machen. Und deshalb sitzt dir die Pumpe einfach im Kopf. Und ich habe aber gelernt, einfach mit der Pumpe zu leben. Ich kann versuchen, sie immer kleiner zu machen, den Gedanken zur Pumpe hin, und mit ihr umzugehen halt. Wenn ich entzogen habe, reicht das noch nicht, da ist ja der Gedanke an die Pumpe noch da. Dann sagst du dir, na ja, irgendwann komm ich jetzt wieder hin, dann mach ich wieder 'nen Druck. Das hilft überhaupt nicht, wenn du dann eingesperrt bist und da sitzt, ist ein Witz auf eine Art, weil du überhaupt nicht – da wird ja nichts für dich gemacht und du selber kannst auch nichts machen, weil die anderen Gefangenen, die da sind, die anderen Frauen, sind auch so arm dran wie du praktisch, und die denken auch immer nur an das Gleiche.

– Was ist denn dann der Unterschied, zwischen draußen und im Knast?

M.: Na draußen hast du's, und drin kannst du's dir besorgen. (Lachen) Wenn du nicht – also man kann Hilfe verlangen, aber man muß selber dabei das meiste für sich tun. Ich kann nicht, nur weil ich mal gefixt habe, sagen: so, ich habe gedrückt, ich Ärmste, nun helft mir mal. Wenn ich dazu nichts beitrage, dann kann mir nicht geholfen werden, dann kann ich auch keine Hilfe erwarten.

3. Das hilft überhaupt nicht, wenn du dann eingesperrt bist

Die Pumpe im Kopf, die Zwänge, bestimmen das Leben von Fixern. Im Aufeinandertreffen mit der Totalität des Gefängnisses kommt es zu einem Arrangement, in dem sich die jeweiligen Zwänge ineinanderschieben; die Fixerszene ist fast nahtlos in den Gefängnisalltag integriert. Maria sagte, im Knast hätte sie auf keinen Fall fixen wollen, da wäre sie in einen Kreislauf von fixen, entdeckt und bestraft werden, wieder fixen usw. hineingekommen. Im Knast gibt es für Fixer keine Möglichkeit, Realität anders als unter den ihnen bereits vertrauten Zwängen wahrzunehmen, keine Perspektive, die aus dem Kreislauf hinausführen würde. Ein Ausstieg aus der Szene erscheint dann nur in dem, was er kostet, Entzug und Isolation von der meist einzigen Bezugsgruppe, und nicht in dem, was er bietet, weil selbständiges, sinnvolles Handeln im Knast nicht einmal im Ansatz erlebt werden kann. Der Aufenthalt dort hat so eher sozialisatorische Funktion für den weiteren Verlauf der Fixer-Karriere.

4. Sich selber zu helfen, indem man im Knast 'ne WG aufmacht

Maria erlebte einen ungewöhnlichen Knast-Aufenthalt. Eine Mitgefangene sprach sie an, ob sie nicht gemeinsam versuchen wollten, „sich selber zu helfen, indem man im Knast 'ne WG aufmacht“. Die Konzeption für diese Wohngemeinschaft war einige Monate vorher von dieser Frau und einer anderen, die inzwischen außerhalb eine Therapie machte, initiiert und mit einer Psychologin ausgearbeitet worden. Die beiden Frauen wollten eine Selbsterfahrungsgruppe für Frauen gründen, die nicht mehr fixen wollten, und die in einer Wohngemeinschaft im Knast unter Bedingungen des verschärften Vollzugs, d. h. einem streng geregelten Tagesablauf, sich auf eine Therapie außerhalb nach der Entlassung vorbereiten wollten.

Maria: Da waren wir immer fünf Frauen und haben uns unheimlich gut verstanden, und da haben wir gesagt, das machen wir alle fünf. Vielleicht können wir das n' bißchen aufziehen und irgendwie erreichen, daß Leute, die nicht fixen wollen, zu uns kommen, und wir was draus machen.

Die Gefängnisverwaltung stimmte schließlich zu, einen kleinen Zellentrakt mit einer Tür zu versehen, so daß die räumliche Voraussetzung für eine WG geschaffen wurde. In dem Trakt gab es einen Raum für „Beschäftigungstherapie“, Material für handwerkliche Arbeiten und eine Gemeinschaftszelle, in der Gruppengespräche stattfinden konnten. Die Frauen renovierten die Räume selbst, die Farbe wurde vom Senat „gespendet“. Über den Tagesablauf in der WG sagt

Maria: „Wir haben da geackert wie die Wilden“. Neben Hausarbeiten und Gruppengesprächen gab es Schulunterricht und Arbeiten in der Werkstatt. Manchmal hätte sie lieber ihre Ruhe gehabt als an dem anstrengenden, für alle verbindlichen Tagesablauf teilzunehmen. Sie blieb jedoch dabei, weil er von allen gemeinsam so beschlossen worden war.

Fünf Monate war Maria in dieser WG. „Wenn ich nicht in so ‘ner WG gewesen wäre, da hätte ich vorne, bei den anderen Mädels, doch weitergedrückt. Das besorgt dir ja jemand, außerdem ist es Gespräch Nr. 1, wie du H bekommst im Knast, einer sagt dem andern Bescheid, was anderes gibt’s da sowieso nicht. Arbeit gibt’s nicht genug, paar Eiscreme-Plakate auf so’n Kasten kleben, und das ist dann alles. Von 130 Frauen können 10 bis 13 arbeiten. Die anderen sitzen da. Und was machst du vor Langeweile? Da versuchst du dir grad Stoff zu besorgen. Kannst dich allein irgendwo nicht motivieren, weißt du, gar nichts kannst du allein.“

— Und was war das im Gefängnis, das es dir erleichtert hat, clean zu werden?

M.: Na ich habe da eine WG mitaufgebaut, da waren wir fünf, dann sieben Frauen und haben zusammen aufgebaut. Der Knast hilft dabei überhaupt nicht, das liegt nur an einem selber.

— Das heißt, das war eher zufällig, daß du da mit Frauen zusammen warst, und ihr euch überlegt habt, ihr macht das jetzt?

M.: Ja, das war rein zufällig. Bin gerade richtig eingeliefert worden. (Lachen)

— Diese WG, das war, glaube ich, eine außerordentliche Situation im Knast.

M.: Ja, das war verschärfter Vollzug. Das ist noch viel strenger, als wenn du dort so in den Tag hineinlebst. Die anderen konnten Fernseh gucken, konnten sich zurückziehen, wenn sie ihre Ruhe haben wollten, „ihre Ruhe haben“, Schlüssel klappern hörst du auch und Türen knallen. Aber jedenfalls, da kannst du ‘nen coolen schieben, coolen Knast. Und in der WG, da geht’s nach Plan. Morgens aufstehen, Frühstück machen, mit den anderen zusammen frühstücken, arbeiten gehen, Gespräche machen, viel Konzentration, und dann nicht irgendwas, wo du mal raus gehen kannst, oder weil du ja so viel zu tun hast und dich mit dir beschäftigst. Wahnsinnig, was einem dann durch den Kopf geht, wenn du nachts im Bett liegst und weißt, morgen ist Gruppengespräch und vielleicht bist du noch selber dran, na herrlich, das ist einfach viel verschärfter, weil du selber mit dir arbeitest.

— Wolltest du denn in verschärften Vollzug?

M.: Ja, ich wollte das, weil ich wußte, das hilft mir. Weil

ich da was für mich mache, eben. Wenn ich mich anstrengte, mal über mich zu reden, und mir über mich Gedanken mache, was war da, und wie ist es jetzt, und was kann noch werden. Wie packst du's am besten an, daß du's schaffst. Und wie kann ich das machen, daß ich eben versuche, mit der Pumpe im Kopf zu leben. Wie ich mit ihr klarkomme. Ob sie immer größer wird, und der Gedanke daran, weiterzudrücken, oder ob ich versuche, sie kleiner zu machen, indem ich sage, ich will es packen, und ich will auch was dafür tun.

5. Daß das aber alleine, von uns alleine kommt, und nicht von irgend jemandem, der hinter uns steht und sagt: du mußt

— Wieso hast du dich für diese Situation mit den sehr schwierigen und intensiven Gesprächen entschieden, und gegen die Therapieauflage?

M.: Weil das von mir selber kam und nicht vom Richter. Das habe ich von mir selber aus gemacht, da war kein Druck hinter, ich mußte das nicht machen. Da bin ich von alleine drauf gekommen, daß ich das . . . das hat mir mehr Spaß gemacht, und wußte, das kommt von mir aus, ich will mir selber helfen und nicht, daß ich sagen kann, der Richter hat mir geholfen. Wenn der mich in eine Therapie gesteckt hätte, wäre ich nur hingegangen, weil der Richter das so wollte; sonst hätte ich nämlich Knast bekommen.

— Beim Urteil, da hast du das schon gewußt, . . .

M.: . . . daß ich da sowieso Therapie nicht mache. Und dann kam ich in den Knast, und da fing eine Frau an zu sagen, he Maria, willst du nicht mitmachen, wir wollen hier eine Vorbereitung zu einer Therapie machen, aber die freiwillig von uns Frauen kommt und wir wollen uns alle gegenseitig helfen, und wir wollen auch clean werden.

— Und dann ist das entstanden?

M.: Ja, und da haben wir das alle zusammen aufgebaut. Daran habe ich auch irgendwie Spaß gehabt, das aufzubauen, und auch die Frauen, wo ich sehe, Mensch, wenn die rauskommt, die hat's dann gut. Das ist für mich gleich auch . . . wo ich sagen kann, ich bin nicht alleine, die was machen will für sich, sondern es sind auch andere Frauen, und die wollen das eben genauso wie ich, und da macht es mehr Spaß, eben zusammen zu arbeiten und, daß das aber alleine, von uns alleine kommt, und nicht von irgend jemandem, der hinter uns steht und sagt: du mußt. Das läuft sowieso nicht. Und auf einmal hatte ich Spaß daran und habe mir auch gedacht, das hilft dir bestimmt, mach es doch mal. Der Versuch ist es wert, mitzuhelfen.

— Was hast du dir denn vorgestellt, als der Richter dir sagte, du sollst eine Therapie machen?

M.: Na Therapie, wenn ich Therapie gehört habe, war bei mir eine Mauer. Da habe ich abgeblockt bis dort hinaus. Da wollt ich nie wissen von, weil ich genug Erfahrungen habe

mit anderen Leuten, die immer gesagt haben bloß nicht, ich war da, laß es bremsen, also, und dann die Abhängigkeit zur Gruppe, und das wollte ich nicht, das ist auch wieder eine Abhängigkeit, und das wollte ich halt nicht, deshalb bin ich gegen Therapie.

— Und als die dich gefragt haben, ob du da mitmachst, in der WG-Gruppe?

M.: Da entsteht keine Abhängigkeit, weil ich nicht da sein muß. Und weil ich mich gar nicht so an die Frauen gewöhnen kann, wie in einer Gruppe, wenn ich einundeinhalb Jahre in der ein und der gleichen Gruppe bin.

— Du wußtest von vornherein, das ist begrenzt.

M.: Das ist alles begrenzt. Und ich kann rausgehen, wann ich will. Nicht, daß ich gleich bestraft werde dafür. Denn wäre ich in eine Therapie gegangen, sechs Monate wäre ich da gewesen, hätte irgendwie was gesagt, hätte gesagt, ich pack meine Sachen, ich bleib nicht mehr hier, hätte ich trotzdem noch neun Monate Knast machen müssen. Die sechs Monate Therapie würden mir nicht angerechnet.

— Sozusagen bei Nichterfolg der Therapie, hättest du gleich wieder rein müssen?

M.: Ja, und die Zeit, wo ich Therapie gemacht hatte, hätten sie mir nicht angerechnet.

— Und so hast du selbst darüber entschieden, daß du anfängst und du wußtest, du kannst aufhören, wann du willst, und es hat keinen Einfluß auf die Länge deiner Zeit im Knast.

6. Dann wundern die sich, daß die meisten, die entlassen werden, gleich zur Szene gehen

Nach fünf Monaten WG allerdings konnte Maria über ihr weiteres Verbleiben darin nicht selbst bestimmen. Die WG wurde zwar im alltäglichen Verlauf immer noch von den Frauen bestimmt, die darin lebten, andererseits war die WG natürlich ein Teil des Knasts und wurde entsprechend verwaltet. So wurde die ursprüngliche Konzeption, die die WG als eine Vorbereitung für Therapie nach der Entlassung vorsah, von dem zuständigen Sozialarbeiter gegen Maria gewendet, weil sie zwar erfolgreich in der WG mitarbeitete, sich aber weiterhin weigerte eine Therapie machen zu müssen.

M.: Ich bin fünf Monate in der WG gewesen, hatte dort Arbeit, was zu tun, hab über mich nachdenken und reden können, dann bin ich die letzten zwei Monate dort rausgeschmissen worden, weil ich nicht Therapie machen wollte; weil ich so abgestempelt wurde — ich geh nicht zur Therapie, deshalb fix ich weiter und bin der letzte Dreck.

Der Sozialarbeiter sagte ihr noch, „wenn du aus dem Knast rausgehst, bist du sowieso gestorben“. Die anderen Frauen in der WG wollten, daß Maria blieb, konnten aber nichts gegen

den Ausschluß bewirken. Nach ihrer Verlegung verbrachte sie die letzten beiden Monate im Gefängnis meist in ihrer Zelle, sagt über die Zeit, sie habe „tierisch abgenommen und viel geheult“. Niemand beriet sie, wo sie nach der Entlassung Arbeit finden könne; „dann wundern die sich, daß die meisten, die entlassen werden, gleich zur Szene gehen“.

7. Daß es im Gefängnis nicht geht, einfach nicht geht, weil die Mauer da ist

Maria ging nicht zur Szene zurück, sie nimmt keine Drogen mehr. In ihrer Akte steht vielleicht der Vermerk „Entzug im Gefängnis“. Wir denken eher, daß es ihr trotz der Bemühungen von administrativer Seite gelang, das Heroin aufzugeben, obwohl sie es sich im Gefängnis hätte besorgen können. Hilfe und Unterstützung wurden ihr als „Therapie“ angeboten, in der Form von Normierung, Etikettierung, Zwang, Strafe und Ausschluß. Wie sie sagt, haben ihr die Gespräche in der Gruppe geholfen (sie baten noch einen Psychologen, der mit inhaftierten Männern auf einer anderen Station arbeitete, um seine beratende Teilnahme), und auch, die WG mit den anderen Frauen zusammen zu planen, durchzusetzen und aufzubauen. In einer bestimmten Situation entstanden, kann die WG sinnvoll nicht ohne die beteiligten Frauen weitergeführt, nicht als „Modell“ übernommen werden, entscheidend ist der eigene und freiwillige Entschluß von ihnen gewesen, diese WG zu gründen.

Ihr Entschluß ist gegen die restriktiven Bedingungen des Knasts zustande gekommen, in dem die an Drogen gebundenen auch noch an die Zelle gefesselt werden. An diesen Bedingungen konnte auch die WG nichts ändern. Wie Maria sagt, ist der Kontakt nach draußen unmöglich, und deshalb drinnen gestört; „da sitzt du immer mit denen zusammen, die kannst du dann nicht mehr sehen“. Über die Möglichkeit von Therapie dort befragt, sagt sie, „daß es im Gefängnis nicht geht, einfach nicht geht, weil die Mauer da ist. Man muß auch mal . . . wie in der Therapie, da gehen die ja auch, die freiwillig da sind, mal zusammen weg, und da lernen sie andere Sachen kennen. Im Knast, da sitzt du nur in dem Zimmer und mußt reden. Aber irgendwann ist mal Ende, da mußt du mal was anderes sehen, und draußen auch mit den Leuten klarkommen. Die erste Zeit, die ich aus dem Knast kam, war ich total unsicher, das war, weil ich menschenfeindlich geworden bin, dachte immer, die kicken mich alle an“.

8. Ich jedenfalls laß mich doch nicht einsperren, um Therapie zu machen, deshalb bin ich ja in den Knast gegangen!

Der Verwaltungslogik gemäß sollte die WG, die eine relativ

erfolgreiche Initiative geworden war, zu einem regulären Bestandteil des Drogenvollzugs werden.

M.: Das geht jetzt schon wieder so, daß sich die Richter auf diese WG, diese Vorbereitungsstufe im Knast für eine Therapie draußen, auf diese WG berufen, und sagen, ja, warum – beim Termin – warum warst du, als Jugendllicher – ist ja nur für Jugendliche, die WG . . .
– Bis 21?

M.: Kommt drauf an, wie sie dich verurteilen. Ich wurde ja noch 22 im Knast.

– Das heißt, die Richter nehmen das jetzt sozusagen in ihr Programm auf?

M.: Ja, die sagen, dann geh doch dahin, wenn du Therapie machen willst, dann zeig' uns erst mal, was du leistest. Und dann kannst du zur Therapie raus. Ja, so sieht's in etwa aus. Da bekommen die alles vorserviert, und wir haben darum gekämpft. Die Leute, die rauskommen zur Therapie, die hauen doch regelmäßig wieder ab; sind jetzt genug abgehauen, seit wir alle, wir sechs Frauen, da waren. Die sechs Frauen, das waren wir, die wir die WG aufgebaut haben, und wo sich die Richter halt noch nicht darauf berufen haben. Und die Leute, das geht einigermaßen, die haben einen guten Absprung irgendwo, obwohl eine wieder in den Knast gegangen ist, schiebt aber keinen Turkey, weil sie nicht drauf war, zwei sind in 'ner WG, aber 'ner normalen, eine ist total wieder drauf, aber die ist gleich rausgekommen und da wußten wir auch schon, daß sie wieder anfängt zu drücken. Die hat sich auch nie . . . ist nie aus sich herausgekommen, da haben wir das geahnt. Die andere hat angefangen zu drücken, und habe ich jetzt wieder gehört – ich bin ja nicht mehr in den Kreisen – aber ich habe das gehört, daß sie wieder aufgehört hat und eben nur noch so anschafft. Und ich, ne. Und jetzt läuft das eben so, daß die Leute, die da hingehen, zwar was machen, aber das ist eine totale Vortäuschung. Die sagen, ja, Herr Richter, ich war doch da, ich habe da was für mich getan, lassen Sie mich auf Therapie raus . . . die Richter wollen doch angelogen werden! Hätten sie es freiwillig gelassen und nicht sich auf die WG berufen da im Knast, dann würde es nämlich vielleicht so gut laufen wie es gelaufen ist, anfangs. Aber jetzt steht schon wieder ein Druck dahinter, ja. Und deshalb, kann ich mir vorstellen, nur um rauszukommen, gehen die Frauen dahin, damit sie weiter drücken können, und dann wissen sie, irgendwann komme ich ja wieder in den Knast. Manche machen vielleicht auch Therapie und wollen es auch gerne machen, aber die packen es halt nicht. Weil das nicht mehr von ihnen, freiwillig in einer WG ist. Ich jedenfalls laß mich doch nicht einsperren, um Therapie zu machen, deshalb bin ich ja in den Knast gegangen! Therapie wäre für mich, in dem Augenblick, in dem ich zwangseingeliefert werde, eine Strafe. Und

da würde ich auch nicht mitarbeiten, weil das ja auch nicht von mir aus kommt. Ich würde in allen Leuten, die mich ansprechen, Feinde sehen.

— Da ist dann zu wenig Eigenes, zu wenig eigene Entscheidung dabei.

M.: Ja, und die hauen dann da ab. Dann wissen sie, ich kann da die Rolle nicht länger spielen und so tun, als ob ich gerne möchte, weil sie gar nicht wollen.

— Das kann man wohl auch lernen, so eine Art Therapiesprache, in der man anscheinend über sich redet.

M.: Dabei ist das Wichtigste, Vertrauen, um über sich zu reden.

— Ja, wenn man sich die Gruppe nicht aussuchen kann, die Leute, und wie man mit denen arbeitet —

M.: Da kannst du die ganze Sache vergessen, wenn kein Vertrauen da ist.

9. Daß die für die Leute was tun, die eben keine Therapie gemacht haben

Dies könnte, ähnlich wie in der Wohngemeinschaft, jedoch unter nichtrestriktiven Bedingungen, in Selbsthilfegruppen entstehen.

M.: Die wollen jetzt hier auch so eine Gruppe aufbauen, die selber Fixer waren, von Caritas, für Leute, die drogenabhängig waren und selber, so wie ich zum Beispiel, jetzt nichts mehr nehmen. Entweder, weil sie aus dem Knast gekommen sind, jetzt nichts mehr nehmen wollen, und weil sie sagen, das pack ich, oder Leute eben, die so entzogen haben und so zwei Monate clean sind, und sagen, das pack ich auch. Aber die kennen keinen, und haben keinen, und können sich nirgendwo ausreden. Da können die Fixer hingehen und zu den Ex-Fixern sagen, ich will's schaffen ohne Therapie, ich will Leute kennenlernen, könnt ihr mir helfen, irgendwelche Kontakte zu bekommen, so, das find ich unheimlich stark, daß die für die Leute was tun, die eben keine Therapie gemacht haben. Die wissen dann, ich brauche jetzt irgendeinen Kontakt, sonst renne ich nur wieder zur Szene. Das ist für mich eben eine Alternative für Leute, die eben keine Therapie machen wollen und die durch irgendeine Situation aufgehört haben, aber die brauchen in dem Moment eine Bestärkung, indem sie andere Leute kennenlernen.

Anmerkungen

(1) In einer vom niederländischen Kultusministerium (!) in Auftrag gegebenen Untersuchung des Criminologisch Instituut, Groningen, werden die Lebensgeschichten von Junkies aufgenommen, um deren Subkultur zu verstehen.

(2) Maria diskutierte mit uns die Gesprächstexte und einen Entwurf

dieses Artikels. Ihre Beiträge sind in diese Fassung mit aufgenommen.
Wir danken ihr sehr für ihre Mitarbeit.
Wir bedanken uns auch bei Charles D. Kaplan und bei Sebastian
Scheerer.

Summary

As a challenge to a conventional misuse of outsiders in sociological research, this interview with a female heroin user lets the interviewed develop her „Lebenswelt“ according to her own perspective. The result is an astonishingly clear picture of the drug user's potential for self-help that is hindered more than it is helped by the official agencies' socio-legal interferences as described by the user herself.

Juli 1980

Senckenberganlage 15, 6 Frankfurt am Main